

## Hei das isch musig

Nachwort von Daniel Rothenbühler

Dichtung entsteht aus Wörtern, nicht aus Gefühlen, hat der französische Poet Stéphane Mallarmé gesagt und so der Dichtung des 20. Jahrhunderts den Weg gewiesen. In seinem „Wörtersack“ folgt Hans Jürg Zingg diesem Leitsatz der literarischen Moderne und radikalisiert ihn noch. Mit Gottfried Benn könnte er in der Nachfolge Mallarmées zwar sagen, das Wort im Gedicht sei „Existenz an sich, Ausdruck, Miene, Hauch.“ Doch in seinem Sack verlieren die Wörter diese Aura des Abgehobenen. „Sack“ verweist auf das, was einfachere Leute auf dem Rücken tragen: Bauern, Handwerker, Stadt- und Landwanderer. Nicht um ein magisches Wirken von „Worten“ geht es im „Wörtersack“ also, sondern um den alltäglichen Gebrauch einfacher Gegenstände.

„Chlötzli“ nennt das gleichnamige Gedicht deshalb den Inhalt des Sacks. Das erinnert an kindliche Spiel, in dem immer neue Gebilde aufgebaut und wieder zerstört werden. Im „schpuizügsack us virtuellem tuech“ verweisen die „chlötzli“ so auf einen zweiten Grundgedanken der literarischen Moderne: Im Spiel der Dichtung gibt es weder feststehende Bedeutungen noch ein „fausch u richtig“, denn: „me cha doch beides gäute laa / we jede won es chlötzli schpiut / erklärt was iim das chlötzli giut.“

Was die Wörter bedeuten, ergibt sich in ihrem Gebrauch und in den „abschpraache“ darüber. Das heisst nicht, dass die Gebilde, die das Spiel hervorbringt, beliebig sind. Sie sind es so wenig wie der Turm, den ein ins Spiel vertieftes Kind mit seinen Chlötzli baut. Und wie dieses achtet auch der Autor des „Wörtersacks“ beim Zusammenbauen seiner Wort-Chlötzli sehr genau darauf, wie das Ganze im Gleichgewicht bleibt und Bestand haben könnte.

Aber auf seine Baukunst allein will er sich dabei nicht verlassen. Er betrachtet seine Wörter auch als „widerschpänschtigi vycher“, und die sind „läbig / u schnäu wi tüüfu“. Der Autor lässt ihnen ihr Eigenleben und lädt die Lesenden bzw. Hörenden dazu ein, ebenfalls darauf zu vertrauen: „lue ne zue u laa se la mache / di gglöön“. Damit wird ein dritter Grundgedanke der Moderne angedeutet: Der Autor setzt etwas in Gang, das sich seiner Verfügungsgewalt ebenso entzieht wie derjenigen des Rezipienten. Beide überlassen sich der Eigendynamik der „vycher“ im Sack so weitgehend, dass diese eher über sie verfügen als umgekehrt: „si hei e kes schämdi / si göö unger d hut / penetriere dys hiirni / verletze dy intimsfääre / da nützt aus ghiirnwösche nüüt / u yschpere chasch se nümm“.

Die Gewalt der Wörter-Vycher ist so gross, weil ihre ganze „menascherie“ nicht in erster Linie unser Bewusstsein anspricht, sondern unsere Sinne und unter diesen vor allem unser Gehör: „das quytscht u chrääjt u röoret / das summset rumplet gramüselet / joulet u maunzet dadrinn“. Unter der Hand erweist sich der Wörtersack als Dudelsack, als selbstklingendes Musikinstrument, dem mehrstimmige Töne entspringen.

Musik, das heisst in Wörtern: das Lied, ist das, was diesem Wörtersack entspringt, und die möglichen Formen reichen vom Sonett des zweiten Vorspann-Gedichts „my wörtersack“ bis zum Rap „freier mit leidy am weier“. Im Wörtersack findet sich so ein ganzer Formenschatz liedhaften Dichtens von der frühen Neuzeit bis in die Gegenwart.

Entscheidend ist dabei weniger das Einhalten bestimmter Regeln als die freie Assoziation der Laut-Vycher durch ihre vielfältigen Lautentsprechungen. Als erfahrener Germanist und Romanist weiss der Autor kunstvoll damit umzugehen, nicht in auffälliger Gelehrtheit allerdings, sondern in mühelosem Spiel.

Deutlicher noch als im freien Umgang mit dem Formenreichtum des Dichtens zeigt sich seine sprach- und literaturwissenschaftliche Erfahrung aber im fast durchgängigen Motiv der Sprachkritik. Sie beginnt im „schnuribuech – soo rede mer“, setzt sich fort im „buebebuech – wörtertöori zu gschichte vo denn“ und im „familiebuech – so bin iig – so sy miir“ und wird wieder aufgegriffen im „ggäggelibuech – wörter myni schpiuzüüg“ und im „schnuderbuech – d schööni vo de wüeschte wörter“.

Die vielfältigen sprachkritischen Beobachtungen, Gedanken und Andeutungen wirken nie auf unangenehme Weise belehrend oder gar zurechtweisend, sie wecken vielmehr unsere

eigene lustvolle Neugier auf die Worthülsen und mitunter auch –monster, die unseren Sprachalltag beherrschen.

Unsere Bereitschaft zum Mittun weckt der Autor dadurch, dass er das, was er als Sprachgebrecchen dem Lachen preisgibt, oft selbstironisch als Ergebnis seiner eigenen (ganz untragischen) Sprachnot aufdeckt:

wen i wüsst  
was i eigetlech mit schpeziell  
wett säge  
de sieg is

aber das wäär  
de scho eender  
schpeziell

Mit Leichtigkeit verwandelt er Sprachparasiten zu Sprachperlen, so wie Muscheln ihre Mitesser zu Schmuckstücken machen:

s git bäärner  
dene ires bäärndütsch  
isch sowas vo

bekloppt u beschöjert  
bekloppt u beschöjert

u dene ires bäärndütsch  
u dene ires bäärndütsch

das isch vilicht sowas vo

Im Anhang schreibt der Autor zur Erläuterung dieser Zeilen: „Nein, ich habe nicht vor, diese in unsere Umgangssprache importierte Wendung auszurotten; es reicht mir durchaus, mich ein wenig darüber zu mokieren, dass wir uns sprachlich sehr oft nur dann sicher fühlen, wenn wir uns an ein Sprachmuster der sonst nicht gerade mit Sympathie geduldeten nördlichen Nachbarn anlehnen können.“

Dem sprachpflegerischen Anliegen, das sich im ganzen „Wörtersack“ bemerkbar macht, gibt der Autor so eine eigene Wendung: Nicht ums Bewahren geht es ihm, sondern ums Bewusstmachen, und deshalb heisst Sprachpflege bei ihm nicht Reinigung, sondern Experimentieren mit dem, was als unrein gilt:

dä wörtersack isch sicher nüüt für ängi geischer  
guudstückli fingsch u haut o mänge grobe chnebu  
i ha uf d schpraach glost üses bäärndütsch isch my meischter  
di gueti sitte het daa am chüürzre hebu

Gemischt werden deshalb nicht nur hohe Register mit niedrigen, die bis ins Zot- und gar Kothafte reichen, sondern auch verschiedene dialektale Varianten des Berndeutschen.

Am variantenreichen Wortgebrauch lassen sich die verschiedenen Erfahrungsräume im Leben des Autors rekonstruieren, auf die er im Anhang hinweist: „Im Oberland (Sigriswil)

geboren, in Thun aufgewachsen, im Emmental seit 1967 wohnhaft und in der Stadt Bern ein Leben lang arbeitend (Studium, Lehrerberuf) kann ich für mich in Anspruch nehmen, die Sprachlandschaft des Kantons einigermaßen gut zu kennen, umso mehr, als meine Grosseltern väterlicherseits aus dem Seeland kamen, dessen Berndeutsch-Tonfall sich mir bleibend einprägte, und mein Grossvater mütterlicherseits aus der Berner Matte stammte und mich früh mit dem Matteberndeutsch bekannt machte.“

Aus all diesen Räumen finden sich in den Texten einzelne Spuren wieder, und wer ihnen genauer nachgehen will, kann sich im Glossar darüber informieren. Der Wörtersack erweist sich so auch als eine Art grosse Botanisierbüchse des Berndeutschen fast aller Regionen. Selbst ein Wort-Kräutlein aus dem Wallis findet sich noch darin: „d frou chaalbermatten isch gglaaffeti“, denn „g'laaffeti“ ist im Oberwalliser Deutsch die weibliche Form für das Perfekt von „laffe“ = saufen.

Eine ganze Reihe von Wörtern, die man nie kannte oder längst vergessen hatte, präsentiert der „Wörtersack“ uns so, ohne uns darauf zu verpflichten, sie wieder zu beleben. Sie entwickeln im Wörtersack ein derart reges Eigenleben, dass man sich mit dem Zuhören begnügen kann, so wie im Konzert einer Sängerin, deren Koloraturen man niemals nachahmen könnte.

Man erfährt so zum Beispiel, dass „gschnopse“ gleichbedeutend ist mit „ausser Atem kommen“, „pfäät ech“ mit „entfernt euch“ und „täutschle“ mit „geräuschvoll kauen, undeutlich sprechen“. Und man lernt „waggele“ nicht mit „waggle“ zu verwechseln, weil das eine „wackeln“ und das andere „spazieren, gehen“ bedeutet.

Die präzise Situierung des reichhaltigen Wortschatzes im Sprachgebrauch der Stadt- und Landberner darf allerdings nicht zum weit verbreiteten Irrtum beitragen, Mundart-Dichtung sei als solche immer schon naturalistische Abbildungskunst. Der „Wörtersack“ zeigt das Gegenteil: Wie Marcel Duchamp in seinen Ready-mades bestimmte „objets trouvés“ aus ihrem Gebrauchszusammenhang herauslöst und sie einer neuen Wahrnehmung zugänglich macht, so löst der Autor der „Wörtersack“-Texte Mundart-Wörter aus ihrem alltäglichen Sprachgebrauch und verleiht ihnen im Kontext von Lautentsprechungen eine überraschend neue Hörbarkeit. Ziel ist gerade nicht die möglichst getreue Wiedergabe der Realität, sondern das verfremdende Hervorheben vielfältiger Klangfarben.

Man braucht also die mitschwingenden Bedeutungen gar nicht zur Kenntnis zu nehmen, sondern kann einfach lustvoll zuhören, wie sich in einzelnen Wortkaskaden ein selten reiches Spektrum von Lauten eröffnet. So zum Beispiel im Wortfeld von „ggäggele“, das auf die Verrichtung einer kniffligen Kleinarbeit verweist

ungloublech wi dä  
a syne sache cha ggäggele  
u tänggele u nöggele  
u zeichnerle u chnättele  
u pinsele u schpächtele  
u schtüpfele u schäberle  
u schtichele u chrätzerle

Dieses Wortfeld wird schon beim stummen Lesen zum deutlich vernehmbaren Klangfeld, wie muss es erst tönen, wenn es in der Performance des Autors laut vorgetragen wird.

Doch dieser will sich nicht darauf festlegen, Spoken word-Dichtung zu schreiben. Er sucht vielmehr im geschriebenen Wort das gesprochene klingen zu lassen:

schrybe das d lüt säge  
*hei das isch musig*

spouken wöörd

wo wi ritten wöörd  
ritten wöörd  
wo wi spouken wöörd

Und er verweist auf eine Ahnenreihe, die von Lessing und Lenz über Goethe, Gotthelf, C.A. Loosli, Kurt und Werner Marti und Fritz Widmer bis zu Martin Franks *terföglischesouhung* reicht. Unter diesen Vorfahren sind ihm Kurt Marti und C.A. Loosli besonders wichtig. An Marti erinnert die erste Anmerkung, laut der der Begriff der „bäärner umgangsschpraach“ im Untertitel so zu verstehen ist, wie Marti ihn um 1970 auf seine Mundart-Gedichte angewendet hat. Auf Loosli bezieht sich der Haupttitel selbst: „My Wörtersack“ erinnert an dessen Gedichtband „Mys Ämmitau“, 1911 erstmals publiziert, seither in vielen Neuauflagen erschienen, zuletzt 2009 zum 50. Todestag des Autors.

Doch im besitzanzeigenden Fürwort des Titels steckt mehr als diese diskrete Hommage an den grossen Vorfahren. „My Wörtersack“ kann auch als poetische Autobiografie des Autors gelesen werden. Einzelne Wörter, Wortfelder, Wortfolgen und erzählende Gedichte wie „d mandle-gib-im-e-chlapf“, „der mäucher wo miuch git“ oder „der rekte schroff“ geben einen Einblick ins ganze Leben des Autors, von der Kindheit und Jugend über sein berufliches Leben bis zur Pensionierung:

aber irgendeinisch  
schteisch uf em abschteugleis  
ghöorsch zum aa-haa-vouk  
zum auten yse  
zum schrott  
dys drääjbuech louft itz  
nach men angere plot

Dieser „andere Plot“ hindert den heute 70-jährigen Autor nicht daran, mit seinen Texten regelmässig auch an Poetry Slam-Wettbewerben gegen jüngere und ganz junge Kolleginnen und Kollegen anzutreten und sich dabei erfolgreich zu behaupten. Zugute kommt ihm dabei nicht nur die Vielfalt und Qualität seiner Texte, sondern auch seine langjährige Bühnenerfahrung als Kabarettist.

Doch was er mit seinen Texten eigentlich sucht, gibt erst ein kleines Gedicht in den Anmerkungen des Anhangs preis:

di einte finge dr zingg  
dä mües me vor aune dinge lose  
die angere finge dr zingg  
dä mües me vor aune dinge läse  
beid syte hei nid rächt

em zingg sy *wörtersack* isch  
vor aune dinge ddänkt  
zum lut läse  
so das jeden u jedi  
dene wörtervycher eigets läben yhuuchet  
u drum schliesslech siich lost  
u nid dr zingg  
wo de denn vilicht scho lang  
schwygt